

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

7. (5. ausserordentl.) Versammlung des XIX. Vereinsjahres.

Sonntag, den 19. Juni 1910.

Wanderfahrt nach Müncheberg.

Mit dem Vorortzug, der um 8,28 Uhr Vormittag vom Schlesischen Bahnhof abfährt, hatten sich ungefähr 40 Teilnehmer nach dem Bahnhof Strausberg begeben, wo man noch einige Zeit auf einen Nachzug wartete und sich hierauf zu den Wagen begab. Herr Lehrer Mirow aus Müncheberg, der die Vorbereitung für den Ausflug übernommen hatte, und einige Herrn aus Müncheberg sowie aus dem Oderbruch, Mitglieder des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus, hatten sich schon auf dem Bahnhofe eingefunden. Nachdem nun alle Teilnehmer auf den Wagen untergebracht waren, begann die Fahrt die Chaussee entlang über Hennickendorf und Herzfelde bis zum Gasthaus Heidekrug. Zwischen Hennickendorf und Herzfelde bot sich Gelegenheit, einen Blick auf den Stienitz See und die großen Ziegeleigruben mit den Öfen zu werfen. Im Heidekrug wurde Frühstückshalt gemacht, und hier sprach Herr Rektor Monke über den märkischen Rinaldini Karl Masch, der zwar vorzugsweise im Soldiner und in dem angrenzenden (pommerschen) Pyritzer Kreise hauste, gelegentlich aber auch den Barnim und das Land Lebus unsicher machte, wiederholt im Gasthofe „Wilder Mann“ an der Berlin-Müncheberger Chaussee (Kilometerstein 42,5) wohnte und im Heidekrug an der Stobberowbrücke sehr wohl bekannt war. „Dort wo Sie jetzt sitzen und Ihren Kaffee trinken“, so erzählte vor Jahren der alte Wirt im „Wilden Mann“ dem Vortragenden, „hat früher gewöhnlich der Masch gesessen und gegessen und getrunken. Niemand wagte ihn der Polizei anzuzeigen; denn jeder fürchtete seine Rache. Er hat auch oben im Fremdenzimmer geschlafen und ist von hier aus, als Schornsteinfeger verkleidet, auf die Dörfer gegangen. Manchmal hat er sich auch als Frauenzimmer verkleidet, um den Nachstellungen zu entgehen, oder er ist heimlich auf die Heu- oder Strohwagen der Fuhrleute, die nach Frankfurt oder nach Berlin fahren, geklettert und hat sich in das Heu und Stroh hineingewühlt, wenn man ihm auf den Fersen war.“

Karl Masch wurde am 28. April 1824 im Forsthouse Brunken bei Berlinchen geboren, wo sein Vater als Arbeiter beschäftigt war. Seit 1838 diente er auf verschiedenen Gütern (Hohenziethen bei Lippehne, Beiersdorf, Neuendorf) als Knecht, wurde 1844 Soldat und nochmals 1848 einberufen, als zur Zeit der Aufstände in Dresden und Baden preußische Truppen dorthin geschickt wurden, kam aber nicht ins Gefecht. Nach seiner Entlassung ging er nach Berlin, um dort leichter mit dem weiblichen Geschlecht, zu dem es ihn übermächtig hinzog, verkehren zu

können, geriet hier jedoch auch auf „entgegengesetzte Abwege“. Der Mangel an Energie und Arbeitslust ließ ihn zum Dieb und Einbrecher werden, und seine unbezähmbare Sinnlichkeit machte ihn zum Mörder, nachdem seine Absicht, als englischer Fremdenlegionär am Krimkriege teilzunehmen, an seiner körperlichen Untauglichkeit gescheitert war. Er fiel, da er nicht arbeiten mochte, seinem Bruder Martin in Dertzow bei Lippehne zur Last und unternahm seit 1856 von hier aus zahlreiche Einbrüche, um dem Bruder für die gewährte Unterkunft und Beköstigung wenigstens einige Entschädigung bieten zu können. Verhaftet und mehrmals aus dem Gefängnis entsprungen trieb er sich nun raubend und plündernd umher. Bei Pyritz grub er sich eine Erdhöhle, in der er lange hauste. Als er einst im April 1858 in einem Backofen bei Wormsfelde nördlich von Landsberg a. W. übernachten wollte, fand er bereits jemand in dem Neste vor, eine Landstreicherin, die er, weil sie seinen stürmischen Liebeswerbungen widerstrebte, erdrosselte, um ihren Widerstand gänzlich zu brechen. So beging er seinen ersten Mord, und seitdem schonte er das Leben seiner Mitmenschen nicht mehr. Aus dem gleichen Grunde erwürgte er am 8. August 1858 auf dem Gut Albertinenhof eine Wirtschafterin. Wie er später vor dem Richter selbst angab, unternahm er um diese Zeit einen Streifzug über Bärwalde und Wriezen nach Berlin, Irrtümlich nannte er hier statt Berlin Berlinchen; vielleicht wollte er sagen „in das Berlinische.“ Jedenfalls machte er im August und September die nach Berlin führenden Straßen unsicher; so überfiel er am 10. September 1858 den Fuhrmann Wattrow zwischen Tiefensee und Heckelberg, ohne freilich sein Ziel zu erreichen. Er sagt:*) „Der Heidekruger Forst bot einen versteckten Lagerplatz dar, von wo aus ich einzelne Touren in die Umgegend unternehmen konnte; auf einer derselben kam ich nach Berlin und verübte dort einen Einbruch in Moabit.“ Es kann also hier nur der Heidekrug am Roten Luch gemeint sein, und die in der Umgegend bis nach Wriezen hinauf noch in der Erinnerung lebenden Volkssagen können sich nur auf diese Zeit (August—September 1858) beziehen. So erzählt man z. B. in den Dörfern bei Wriezen die Geschichte**) von der „vernagelten Frau.“ Da soll einst eine Frau aus Alt-Reetz dem Masch im Walde begegnet sein. Weil ihr der Mann, den sie nicht kannte, so unheimlich vorkam, fing sie an, schneller zu gehen, worauf er sie fragte, warum sie denn so „laufe.“ Sie antwortete: „Ich habe Angst!“ Als er nun weiter fragte: „Vor wem denn?“ entgegnete sie: „Haben sie denn noch nichts von dem Masch gehört, der hier in der Gegend sein soll?“

*) Nach Band II des Neuen Pitaval (Leipzig 1867).

**) Nach den Mitteilungen einer aus Wriezen gebürtigen Frau, der Mutter einer meiner Schülerinnen. Man vergleiche damit die Volkssage vom Eppelle von Geilingen, der eine Bauersfrau, die ihn gescholten hatte, in der Weise straft, daß er ihre Hand in siedendes Fett stößt.

Nun mußte sie ihm alles erzählen, was man von Masch wußte. Zuletzt aber meinte die Frau: „Dem Masch müßte man Nägel durch den Leib treiben, bis er genug hat!“ Mit Aufmerksamkeit hatte der Fremde der Erzählung gelauscht; als nun beide vor dem Hause der Frau angelangt waren, trat der Mann mit ein, überzeugte sich, daß niemand anwesend war, warf die Frau über die Küchenbank und nagelte sie an Händen und Füßen fest, indem er ihr zurief: „Nun weißt du, wie das tut, was du dem Masch gewünscht hast!“ Einst soll er auch ein kleines Mädchen, das er im Walde*) traf, ins Dorf geschickt haben, damit es für ihn recht lange Nägel kaufe. Als nun das Kind zurückkam, da hat's der Masch mit dem Kopf nach unten an eine dicke Eiche genagelt und sich an den Todesqualen der Kleinen erfreut.

Die gräßlichste Mordtat, die nicht nur der Volkssage, sondern leider auch der Wirklichkeit angehört, beging Masch am 10. Mai 1861 in Chursdorf bei Filehne. Hier ermordete er die aus 6 Personen bestehende Familie des Müllers Baumgarten. Besonders diese Untat hat sich tief in das Gedächtnis des Volkes eingegraben, sie wurde in Bildern dargestellt, die auf den Jahrmärkten**) (Oderberg) gezeigt und besungen wurden. Die Sage erzählt, Masch habe das jüngste Kind, den kleinen Rudolf, aus dem Bett gerissen, und obgleich ihm der Knabe zugerufen: „Lieber Onkel, mir tust du doch aber nichts!“, mit dem Kopf gegen die Wand geschleudert.

In der Nacht vom 21. zum 22. August desselben Jahres ermordete und beraubte Masch den Fuhrmann Piper zwischen Heckelberg und Tiefensee. Dann wandte er sich nach Müncheberg und verpraßte in einer jetzt nicht mehr vorhandenen Schenke von Röseler in der Französischen Straße einen Teil der Beute. Am folgenden Tage ging er nach Frankfurt, wo er endlich dingfest gemacht wurde. Im „Neuen Pitaval“ wird ausführlich beschrieben, wie Masch dort in der Trunkenheit mit dem Polizisten Rück zusammengeriet und verhaftet wurde. Die Volkssage***) aber stellt den Vorgang so dar: Masch habe sich auf der Straße ungebührlich benommen, worauf ihm der Polizist zugerufen habe: „Marsch fort!“ Da soll denn der Bösewicht verstanden haben: „Masch fort“. Er glaubte, er sei erkannt und fragte überrascht: „Woher wissen Sie denn, daß ich Masch heiße?“ So verriet er sich. Das Schwurgericht zu Cüstrin verurteilte ihn zum Tode, und die Strafe wurde dort an ihm am 18. Juli 1864 vollzogen. Unter den märkischen Räubern hat wohl keiner mehr Eindruck auf die Einbildungskraft des Volkes ausgeübt als Masch; ein ganzer Sagenkranz,

*) Auch diese Sage stammt aus Wriezen.

**) Nach Mitteilungen des Restaurateurs Herrn Klapper in Berlin als eines Augenzeugen und eines Fräulein Dennier, (Berlin, Pankstr. 71), deren Vater, Forstkassenrentant in Quartschen bei Cüstrin, einst selbst von Karl Masch im Walde angefallen worden war, wie mir die Tochter mündlich mitteilte.

***) Nach mündlichen Mitteilungen.

der sich um diese höchst unwürdige Persönlichkeit gebildet hat, legt davon Zeugnis ab. Von Interesse daran ist jedoch außer der Sagenbildung der Einblick in die Charakterentwicklung des Bösewichts, denn gerade hier ist es leicht, die Fäden, die von den Missetaten zu den Motiven hinabführen, bis ins Einzelne bloßzulegen, und insofern ist auch das Lebensbild einer vollreifen Verbrechernatur als Studie lehrreich und interessant.

Darauf gab Herr Professor Zache eine Übersicht über die Torfbildung des Roten Luches und seine Entstehung. Torf kann sich nur in Bodensenkungen mit stehendem oder langsam fließendem Wasser bilden, die Torfbildung ist ein chemischer Prozeß, der sich intramolekular abspielt und bei dem das Wasser den Abschluß gegen die Luft besorgt. Man muß hier unterscheiden zwischen einem Hochmoor und einem Flachmoor; ersteres entsteht an Stelle eines Sees aus Torfmoosen, und letzteres bildet sich dort, wo sich heute sumpfige oder saure Wiesen finden, und hier beteiligen sich vor allen Dingen Ridgräser und Hypnumarten an der Torfbildung. Die Bodenvertiefung, die hier vorliegt, das Rote Luch, ist ungefähr 10 km lang und durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ km breit. Ihr Scheitelpunkt hat eine Meereshöhe von 49 m und sie ist ungefähr 20 m tief in das Gelände eingesenkt. Ihre Entstehung ist aber nur zu verstehen, wenn man den ganzen Streifen zwischen dem Oderbruch und dem Spreetal in Betracht zieht. Vor allem gibt die Landschaft um Buckow einige Anhaltspunkte für die Beurteilung. Hier findet sich ein lebhafter Wechsel von Berg und Tal in der Landschaft, und viele Seen sind eingestreut. Es ist nun auffällig, daß benachbarte Seen eine sehr verschiedene Höhenlage ihres Spiegels haben. Der Spiegel des größten, des Scharmützel Sees z. B., liegt 29 m hoch, der des Kleinen Tornow Sees 38 m und der des Großen Tornow Sees 20 m hoch. Auffällig ist auch, daß der Abfluß des Roten Luches, der Stobber, einen Weg neben diesen Seen verfolgt und daß er in einem verhältnismäßig engen Tal von hier seinen Abfluß zum Oderbruch nimmt.

Das Beachtenswerteste aber sind die vielen Störungen, die sich hier in der Erdrinde finden. Die größte und offenlegendste ist ein großer Sattel des Septarientones in der Ziegeleigrube am Südende des Scharmützel Sees, eine zweite ist ein hoher Sattel aus demselben Ton am Nordabhange des Krug Berges, der 130 m hoch ist, und die dritte endlich ist offenbar geworden durch die Aufschlüsse der Braunkohlengrube Willenbücher, die sich am Nordrande des Scharmützel Sees findet; hier bilden die Flöze einen Sattel, dessen steiler Schenkel nach dem Plateau hinein gerichtet ist, während der flache sich nach dem See zu findet. Diese Tatsachen, sowohl die Formen der Landschaft als auch die Aufschlüsse des Bodens, deuten auf Krustenbewegungen hin, die sich in diesem Streifen abgespielt haben und die natürlich zusammenhängen mit den benachbarten Grabenbildungen, mit der Entstehung des Oderbruches nebst dem Netze-Warte-

bruch und des Spreetales. Der Barnim-Lebuser Horst, der sich hierbei heraus hob, wurde dabei aufgerichtet, so daß er heute eine schiefe Ebene bildet, deren höchste Kante neben dem Oderbruch entlang läuft. Dabei entstand dieser Riß, der in der Fortsetzung des Warte-Netze Bruches liegt.

Nach dem Frühstück wurde die Wagenfahrt fortgesetzt. Während bisher die Chaussee durch offenes Gelände zwischen Roggenfeldern hindurch führte, begann nun die Müncheberger Stadtforst. Bei der Gastwirtschaft zum „Wilden Mann“ wurde noch ein kurzer Halt gemacht, und man verließ die Wagen, um nach einer kurzen Promenade einen Blick von der Höhe aus auf das Rote Luch zu werfen. Es präsentiert sich als ein breiter Wiesenstreifen, hinter dem sich der jenseitige Rand erhebt, und über den Kiefern dieses Randes endlich blickt noch das rote Dach der Bergschäferei herüber. Am Nordrande erscheint der Krugberg mit dem Gestell der Triangulationsmarke, und man erkennt noch eben den Eisenbahndamm der Ostbahn, der über das Rote Luch hinüberführt. Hinter dem Wilden Mann liegt im Tale das Dorf Hoppegarten, das nicht zu verwechseln ist mit dem Dorfe gleichen Namens an der Ostbahn, wo sich die berühmte Rennbahn befindet.

Mit ein wenig Verspätung trafen wir im „Hotel zur Stadt Berlin“ ein und setzten uns gleich an den Tisch. Während der Tafel toastete Herr Stadtverordnetenvorsteher Dr. Hamann auf die Brandenburgia und unser 1. Vorsitzender, Herr Geheimrat Friedel, sprach den Dank der Brandenburgia aus für den freundlichen Empfang. Auch der Vorsteher des Vereins für Heimatkunde des Kreises Lebus, Herr Hauptlehrer Göllnitz, begrüßte die Brandenburgia und erinnerte an die gemeinsamen Bestrebungen beider Gesellschaften.

Nach Tisch wanderte die Gesellschaft durch einige Straßen unter Führung des Herrn Lehrers Mirow zum Sitzungssaal des Rathauses. Hier waren auf dem Tisch einige schwarze Urnen und andere Fundstücke aufgestellt, die in jüngster Zeit in der Stadt selbst zu Tage gefördert worden waren. Herr Mirow hatte außerdem an einer Tafel einen Plan der Stadt Müncheberg entworfen und erläuterte ihn im Anschluß an seinen Vortrag über die Geschichte des Ortes.

Der Grundriß der Stadt unterscheidet sich, so führte der Redner aus, wesentlich von dem anderer Städte wie Fürstenwalde, Landsberg u. s. w. Die langgestreckte Form mit der Einknickung im Norden erklärt sich aus der Lage auf zwei Hügeln, von denen der östliche, höhere mehr rundlich ist, während der westliche, flachere sich von Norden nach Süden zieht und in der Mitte eine Einsenkung zeigt. Beide sind noch heute durch eine schmale Wasserrinne von einander getrennt, die vor der Besiedlung sehr bedeutend gewesen sein muß, da der Baugrund der hier gelegenen Häuser noch in einer Tiefe von 3–4 m Moorboden ist, in welchen die Pfähle für die ersten Siedelungen eingerammt worden sind. Pfahlreste

sind am Rande der Hügel mehrfach aufgedeckt worden, und es wurden dabei Gefäße von schwarzer klingender Masse gefunden, die in unserm Museum noch vorhanden sind. Der westliche Hügel zeigt unverkennbare Spuren ehemaligen Waldbestandes. Im Norden und Süden war die erste Siedelung durch Seen und Sümpfe geschützt, die zwar sehr zurückgegangen sind, aber 1783 noch in größerer Zahl als Pfähle, Kieten und Löcher genannt werden. Nach den beiden wichtigsten Bauten, die heute auf diesen Erhebungen stehen, kann man dieselben als Kirchhügel und Ratshügel unterscheiden.

Auf diesem vorgeschichtlichen Boden erwuchs die Stadt Müncheberg, urkundlich zuerst 1232 civitas Lubes genannt. Ihre ersten Anfänge gehen auf eine Schenkung Herzog Heinrichs des Bärtigen von Schlesien an die Cisterzienserklöster Leubus und Trebnitz zurück, die er 1224 mit 400 Hufen unbebauten Landes im Lande Leubus beschenkte. Auf dem ihm zugefallenen Gebiet gründete das Mönchskloster Leubus, nachdem das Nonnenkloster Trebnitz auf sein Gründungsrecht verzichtet hatte, die Stadt Lubes, welche 100 Hufen umfaßte, und außerdem die Dörfer Oprechtsdorf, das heutige Obersdorf, und Thomasdorf (Dahmsdorf) mit je 50 Hufen. Trebnitz legte auf seinen 200 Hufen die vier Dörfer Trebnitz, Jahnsfelde, Buchholz und Göhlsdorf an.

Ob die Gründer von Lubes an der Stelle eine wendische Siedelung dieses Namens vorfanden oder den Namen unter Anlehnung an den des eigenen Klosters bildeten, läßt sich heute kaum feststellen; sicher ist, daß bereits 1245 dafür der Name Municheberg eintrat, der schon 1233 auf die gesamten 400 Hufen angewandt worden war. Gleichzeitig mit Müncheberg und den Nachbardörfern entstanden auch fast alle durch die Askanier und durch die Tempelritter im Lande Lebus gegründeten Städte und Dörfer.

Bald nach ihrer Entstehung erhielt die Stadt durch Herzog Boleslaw deutsches, jedenfalls magdeburgisches Stadtrecht. 1253 ging sie in den Besitz des Erzbischofs von Magdeburg über, der dem Kloster Leubus dafür die Dörfer Buchowe (Buckow), Sifridesdorp (Sieversdorf) und Slautin (Schlagenthin) mit allen Gerechtsamen und Nutzungen abtrat; doch gehörten sie im Jahre 1300 dem Markgrafen Otto IV.

Bis dahin war die Stadt wohl nur an den gefährdeten Stellen im Osten und Westen durch Gräben und Pfahlwerk geschützt. 1319 verordnete jedoch Herzog Wratislav von Pommern als Landesverweser den Bau einer Stadtmauer. Die Stadt sollte für diesen Zweck in der Liebenberger Heide soviel Holz frei haben, als sie zum Bau brauche; die Stadt sollte 16 Mark Silbers geben zu Martini und Walpurgis, wenn sie nicht unter Mauern sei. Die Mannen im Lande, sie mochten des Landesherrn Lehnsleute sein oder nicht, hatten von jeder Hufe 4 Fuder Steine zu der Stadtmauer anzufahren, 2 Fuder zu Ostern und 2 zu Pfingsten. Es unterliegt keinem

Zweifel, daß die damals errichtete Mauer die noch heute stehende ist. Noch erkennt man ganz deutlich 5 übereinander liegende Schichten; aber freilich hat auch an ihr in den 600 Jahren der Zahn der Zeit genagt. Die ursprüngliche Höhe von 5 m hat sie nur noch an einer Stelle im Nordwesten, und die beiden Ecktürme an der Nordseite sind schon im 18. Jahrhundert abgetragen worden; aber noch zeigen die Vorsprünge in der Mauer die Verteilung der ehemaligen Weichhäuser, die, 29 an der Zahl, zur Verteidigung der Mauer eingebaut waren. Vor den beiden Toren im Osten und Westen waren tiefe Gräben mit Zugbrücken vorhanden. Von diesen Toren — ein drittes hat die Stadt nie gehabt — scheint auch nach der Bauart das Frankfurter mit dem runden Torturm das ältere und das mit der Mauer gleichaltrige zu sein, während das Berliner 1344 als das „Neue Tor“ bezeichnet wird; bis dahin hieß das Frankfurter das „Sten-Tor.“ Von beiden steht heute nur noch je ein Turm, aber auf einem alten Stadtplan vom Jahre 1724, der im Museum aufbewahrt wird, sind beide wenigstens im Grundriß dargestellt; eine beigefügte Kartusche zeigt die Ansicht des Berliner Tores. Beide Tore waren Doppeltore; d. h. vor dem Haupttore, zu dem die noch jetzt vorhandenen Türme gehörten, war ein zweites aufgerichtet, das mit dem ersteren durch hohe Mauern verbunden war, zwischen denen die Straße hindurchführte. Das „Vortor“ war als Haus gebaut, in dem später der Torschreiber wohnte, und mit einer Zugbrücke versehen. Neben dieser standen außerhalb der Stadt das „Pesthäuschen“ für die seucheverdächtigen Fremden und innen am Haupttor die Wachthäuser. Der Berliner Torturm ist ganz aus Backsteinen erbaut; neuerdings hat er aus Verkehrsrücksichten einen Durchgang erhalten. Der Cüstriner (Frankfurter) Torturm, der wegen seiner $2\frac{1}{2}$ m starken Wände im Volksmunde „der dicke Turm“ heißt, besteht in der unteren Hälfte aus Feldsteinen. An diesem Turme hängt die Keule mit der bekannten Inschrift.*)

Das Stadtbild innerhalb der Mauern hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. In den beiden Stadthälften kommen je zwei

*) Wer giebt seinen Kindern Brod
und leidet selber Noth
den soll man schlagen
mit dieser Keule todt.“

Dieser Vers steht auf einer Zementtafel, die der Graf Hardenberg anbringen ließ, weil die ältere, hölzerne Tafel um 1840 verfallen war. In Müncheberg meinte man früher, die Keule sei ein Wahrzeichen solcher Städte gewesen, die einst Weinbau getrieben hätten. Man hielt sie sogar für eine Weinrebe, bis im Jahre 1890 einquartierte Soldaten sie herunternahmen, allerlei Unfug damit trieben und sie durch die Stadt schleiften. Diese Missetat, die gebührend bestraft wurde, hatte jedoch auch ihr Gutes; sie verschaffte den Münchebergern Gelegenheit, die sagenhafte Keule einmal in der Nähe betrachten zu können, um sich zu überzeugen, daß sie aus knorrigem Kiefernholz bestand.

parallel breite Straßen vor, die wieder durch Querstraßen mit einander verbunden sind und rund 220 Baustellen umfassen. Die ursprünglich im Innern umlaufende Mauerstraße ist nur noch teilweise im Südosten vorhanden. Die Kirche stammt in ihrer ersten Anlage (Schiff und Chor, soweit er aus Feldsteinen erbaut ist) aus dem Ende des 13. oder aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Wir haben uns diesen ersten Bau wohl mit geradem Chorschluß und flacher Balkendecke vorzustellen. Türen und Fenster zeigen niedrige Spitzbogen; der Turm war im Westen angebaut und trug ein Satteldach, und eine schmale Treppe führte im Mauerwerk aufwärts. Zwischen Schiff und Chor befand sich ein überlebensgroßer Crucifixus nebst den Figuren der Maria und des Johannes. Das Äußere des Gotteshauses war ganz schmucklos; an verschiedenen Stellen bemerkt man indessen noch heut zahlreiche Näpfchen und Rillen. Die 1319 erbaute Stadtmauer muß wohl der erhöhten Sicherheit wegen den Zuzug und damit den Wohlstand der Stadt erheblich vermehrt haben, und gemäß dem Geist der Zeit wurden daher auch der Kirche bemerkenswerte Zuwendungen gemacht, die zumeist in der Stiftung von Altären bestanden. Die Urkunden erwähnen folgende Stiftungen: die des Nikolaus-Altars durch die Kalandsgilde, die zu Ehren der Evangelisten Johannes und Markus, des h. Adalbert und der h. Hedwig, die „zu Ehren Gottes“, der Jungfrau Maria, der Apostel Simon und Juda, der Märtyrer Stephan, Fabian, Sebastian und der h. Gertrud durch den Rat und durch die Schützenbrüderschaft. Alle diese Altäre fielen der Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1432 anheim. Aus den Resten wurde später der gleichfalls zerstörte Hochaltar ergänzt, und noch heut sind an der einen Figur die Brandspuren aus jenen Tagen zu erkennen. Nicht sämtliche Altäre wurden später erneuert; doch baute man die Kirche aus, teilte das Schiff durch zwei Säulen und wölbte die Decke. Der Chor erhielt einen siebeneckigen Abschluß, und endlich wurde eine Marienkapelle gestiftet.

Außer der Pfarrkirche hatte die Stadt zu dieser Zeit noch 2 Hospitäler mit eigenen Kapellen und Kirchhöfen; es waren dies das Heilige Geist-Hospital am Berliner Tor und das vor dem Frankfurter Tor belegene Nikolaus-Hospital, welches noch heute, aber unter dem Namen des St. Georgen-Hospitals besteht.

Kehren wir noch einmal zur Geschichte der Stadt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück. Die Kämpfe der ersten bayrischen Markgrafen mit der Geistlichkeit brachte auch unsere Stadt, die treu zum Herrscherhause hielt, mehrfach in eine mißliche Lage; der Bischof von Lebus belegte sie mit dem Bann, befreite sie jedoch 1333 wieder davon unter vielen Förmlichkeiten. 1348 huldigte die Stadt auf ausdrücklichen Wunsch des Markgrafen dem falschen Waldemar; im gleichen Jahre fand im Nachbardorf Heinersdorf die Zusammenkunft zwischen Kaiser Karl IV. und dem falschen Waldemar statt. Müncheberg scheint sich des besonderen

Wohlwollens des Landesherrn erfreut zu haben; denn verschiedentlich weilte er in ihren Mauern und erteilte ihr wichtige Privilegien, z. B. die Verlegung der Straße mit dem Zoll, die bis dahin über Seelow und Quilitz ging, nach Müncheberg, die Gewährung freien Bau- und Brennholzes für die Bewohner, den Verkauf der Hinterheide an die Stadt, die Verleihung eigener Gerichtsbarkeit, freie Kornschiffahrt auf der Oder usw.

Unruhige Zeiten waren es damals; denn öfters lesen wir, daß gefangene Adlige Urfehde schwören; aber auch die Müncheberger ziehen gelegentlich aus, um vermeintliches Unrecht zu rächen. So überfielen sie im Jahre 1516 Steinhöfel, weil sich der dortige Krüger Christian Friedrich irgendwie an der Stadt vergangen hatte. Vielleicht hatte er es gewagt, statt des Müncheberger Bieres einen anderen Stoff zu verzapfen, den er aus Rücksicht auf sich oder seine Gäste für bekömmlicher hielt. Genug, sie bemächtigten sich des Mannes mit Gewalt und führten ihn und seinen Sohn nach Müncheberg, wo sie den Vater aufhängten und den Sohn einkerkerten. Steinhöfel war aber bischöflich-lebusischer Besitz; Dietrich von Lebus nahm die Sache gebührend übel, und erst als der Kurfürst Joachim I. vermittelte, kam am Mittwoch nach Judika 1516 ein Vergleich des Inhalts zustande: Die Müncheberger nehmen den Leichnam in einer Nacht zwischen Mittwoch nach Judika und Montag vor Palmarum vom Galgen, begraben ihn an geweihter Stätte und halten ein Begängnis. Die beiden Bürgermeister leisten vor dem Bischof Dietrich in Fürstenwalde Abbitte und lassen den Krügersohn, nachdem er Urfehde geschworen, ziehen. Dem bischöflichen Dorfe Schönfelde aber gestatteten sie die Hutweide in ihrer Heide bis an den Mühlenweg*). Übergehen wir das Zeitalter der Reformation und des dreißigjährigen Krieges; denn wenig Erfreuliches ist da zu berichten. Nachdem schon vorher die Pest ein Drittel der Bevölkerung hinweggerafft hatte, tat der Krieg das Übrige, und die Lage der Stadt an der großen Heerstraße war wohl der Grund, daß sie öfter als andere ausgeplündert wurde, und verschaffte ihr den fragwürdigen Vorzug, nach einander die großen Feldherren dieses Krieges in ihren Mauern zu beherbergen; so hat z. B. Wallenstein hier zweimal übernachtet. Nur langsam erholte sich die Stadt von ihren Leiden, und noch im Jahre 1723 gab es hier 34 wüste Hausstellen. Die Landesherrn suchten die Stadt nach Kräften zu unterstützen; so siedelte Kurfürst Friedrich III. im Jahre 1700 mehr als 100 französische Flüchtlinge hier an; es entstand eine französische Kolonie mit einer eigenen Kirche und mit eigenem Gericht. Sie hat 106 Jahre bestanden, und noch heute erinnern die Namen der Französischen und der Wollweber-Straße daran; denn die französischen Kolonisten beschäftigten sich hauptsächlich mit der Wollenweberei. Die

*) Die bildliche Darstellung des Vorgangs der Abbitte befindet sich in der Kirche; sie wurde jedoch bei einer Renovierung übertüncht. Eine Skizze des Bildes besitzt das Museum in Müncheberg.

ihnen gewährte Abgabenfreiheit mag wohl der Grund für die häufigen Reibereien mit den Eingeborenen gewesen sein. Aber auch unter einander waren sie wenig verträglich, und die dickleibigen Ratsprotokolle des 18. Jahrhunderts erzählen uns von endlosen Prozessen und Injurienklagen der französischen Kolonisten. Während die einheimische Bevölkerung hauptsächlich Ackerbau trieb, waren die Franzosen meist Wollspinner. Sie fabrizierten das Etamin oder waren Strumpfwirker; als später die leichteren Baumwollenstoffe das Etamin verdrängten, versuchten sie es auf Königl. Befehl mit dem Seidenbau und legten vor den Toren der Stadt große Maulbeerplantagen an. Der Richter de Colom hatte im Frühjahr 1751 allein 3000 junge Bäumchen eingepflanzt. Als aber die Stadt durch den siebenjährigen Krieg stark in Mitleidenschaft gezogen wurde, ging unter dem Einfluß des schon an und für sich rauhen Klimas die neue Industrie wieder ein, und mit ihr verfiel auch die einst blühende Kolonie. Im Jahre 1804 wurde sie aufgehoben, da sie außer dem Geistlichen nur noch ein Mitglied zählte; die französische Kirche, ein schlichter Fachwerkbau ohne Turm, wurde der kleinen deutsch reformierten Gemeinde überwiesen. In der Napoleonischen Zeit diente sie wie auch die lutherische Pfarrkirche als französisches Kriegsmagazin, wurde aber schon Ende 1807 wieder geräumt, da sie nicht sicher genug war, und mit Genehmigung der französischen Stadtkommandanten von beiden Gemeinden wieder zu gottesdienstlichen Zwecken benutzt. Nach Einführung der Union wurde sie 1826 für 339 Thlr. auf Abbruch verkauft. Sie stand unmittelbar neben dem Berliner Tor innerhalb der Stadtmauer auf derselben Stelle, wo vorher das Heilige Geist-Hospital sich befunden hatte.

Von 1713—1806 hatte Müncheberg eine Garnison. Bis zu den Schlesischen Kriegen standen hier nacheinander je eine Kompagnie der Regimenter von Kameke und von Gersdorf. Nach dem 1. Schlesischen Kriege rückte ein ganzes Bataillon des von Recheschen Regiments, bestehend aus 5 Kompagnien, 600 Mann stark, als Garnison ein. Sie wurden 1763 durch 3 Kompagnien des neu formierten Feldartillerie-Korps abgelöst; 1786 rückten 2 Komp. des Fußjäger-Korps und ein Kommando Zietenhusaren an ihre Stelle. Diese hatten die aus Preußen eintreffenden Rekruten nach Berlin zu begleiten.

Die ganze Art des Heeresdienstes im 18. Jahrhundert brachte die Soldaten in ein viel näheres Verhältnis zu den Bürgern als heute. Schon das Wohnen in Bürgerquartieren und der Umstand, daß viele Soldaten verheiratet waren, trugen dazu bei. Die Innungen nahmen oft die schon verheirateten Soldaten als Lehrlinge an und sprachen sie auch nicht selten los. Oft heirateten die Soldaten in Bürgerfamilien hinein und ließen sich dann dauernd nieder. Die Garnison legte dem armen Ackerstädtchen aber auch schwere Lasten auf, und wenn man bedenkt, daß in den Kriegszeiten die alte Landmiliz des 17. Jahrhunderts wieder in Aktion trat, d. h. die

Bürger wieder Kriegsdienste zu leisten hatten, so ist es erklärlich, daß Müncheberg keine Reichtümer gesammelt hat. So mußte die Stadt z. B. im 2. Schlesischen Kriege dauernd 10 Mann zur Wache an der nahen sächsischen Grenze bei Müllrose stellen, und eine Jungfer Pauli, die sich weigerte, die Wache zu beziehen, sollte ihrer Privilegien deswegen verlustig gehen. Einen interessanten Blick in die sozialen Verhältnisse und die Sicherheitszustände dieser Zeit gestattet das Urteil über eine Mordbrennerbande, welche mehrere Jahre lang die Stadt in Schrecken hielt. Es stellte sich heraus, daß an der Spitze der Räubergesellschaft der Herr Bürgermeister stand; auch der 2. Bürgermeister hatte sich an dem einträglichen Unternehmen beteiligt. Das gerichtliche Verfahren endete damit, daß von den 31 verhafteten Personen beiderlei Geschlechts 6 zum Tode durch das Rad, Schwert oder Feuer und die übrigen bis auf 8 zu schweren Zuchthaus- und Festungsstrafen verurteilt wurden. Der Haupträdelführer war entflohen, und der erste Bürgermeister erhängte sich im Gefängnis.

Noch einmal kamen mit der französischen Fremdherrschaft schwere Zeiten über unsere Stadt; aber der Bau der Chausseen nach Frankfurt (1802), nach Cüstrin (1816) und nach Eberswalde (1830) hob den Verkehr und brachte der Stadt nach Beendigung der Freiheitskriege auch einen gewissen Wohlstand. Doch dauerte die Blütezeit nur ein halbes Jahrhundert. Die 1867 eröffnete Ostbahn und die Niederschlesisch-Märkische Bahn entvölkerten in kurzer Zeit die vorher so belebte Landstraße, und Müncheberg wurde wieder, was es gewesen, ein ackerbautreibendes Landstädtchen.

Hier im Rathaussaal hatte Herr Mirow auch den berühmten Runenspeer aufgestellt, der beim Bau des Bahnhofs Dahmsdorf-Müncheberg gefunden wurde. Es ist eine Speerspitze aus Eisen mit Zeichen, die wohl den Namen eines ostgotischen Königs aus dem Jahre 450 n. Chr. bedeuten. Außer den Runen finden sich noch andere Zeichnungen, z. B. auf der einen Seite der Mond und der Schleuderblitz und auf der anderen das Hakenkreuz und ähnliche Symbole. Die Vertiefungen waren mit Silber ausgelegt, das aber geschmolzen ist und nur noch als Tröpfchen sich erhalten hat. Die schwarzen Urnen, die sich in den Fundamenten der Häuser gefunden haben, erklärt Herr Geheimrat Friedel für zugehörig zu Bauopfern, wie sie im 15. Jahrhundert üblich waren.

In einem benachbarten Zimmer befindet sich das Museum für Heimatkunde des Kreises Lebus, das außerordentlich reichhaltig ist. Die wertvollsten Stücke sind wohl die beiden Urkunden, nämlich die des Landgrafen Friedrich von Thüringen aus dem Jahre 1327 und die Ludwig des Römers vom Jahre 1328. Ferner ist beachtenswert eine Münzsammlung von etwa 1000 Stück aus den Jahren 1500—1600, die sich im Boden in einer Feldflasche eingeschlossen gefunden hat und die wohl die Ersparnisse eines Landsknechts vorstellt. Von der Decke hängen einige Fahnen herab, und die eine Wand ist mit militärischen Ausrüstungsstücken aller Art

geschmückt. Sodann ist noch eine reiche Sammlung menschlicher Schädel zu erwähnen, sowie eine solche aus tierischen Schädeln und Geweihen. In einem Nebenzimmer befinden sich die Altertümer aus der Kirche, z. B. der mittlere Teil des Hauptaltars. Dieses reichhaltige Museum, das sehr sorgfältig verwaltet wird, ist leider in seinem Raume sehr beengt, so daß es wünschenswert ist, daß es baldmöglichst besser untergebracht wird.

Nach Besichtigung des Museums begab sich die Gesellschaft wieder auf die Straße zurück zur Wanderung durch die Stadt. Zunächst wurde die Kirche besucht, die auf dem östlichen Hügel steht, an dessen Fuß eine Bronzestatue des Fürsten Bismarck aufgestellt ist. Der Hügel hebt sich deutlich aus der Umgebung heraus, so daß der Kirchturm von Müncheberg für die ganze Umgegend eine deutliche Landmarke ist. Der älteste Teil besteht aus Feldsteinen, und der Turm ist 1826 von Schinkel erbaut, er steht etwas vor der Kirche und ist mit ihr durch eine Überdachung verbunden, ebenso ist auch die Tür jüngeren Datums. Im Innern der Kirche ist die Grenze zwischen dem alten und dem neuen Teil sehr deutlich zu erkennen, weil im Inneren des älteren Teiles zwei mächtige Säulen das Gewölbe tragen, an dessen Stelle ursprünglich eine Balkendecke sich befunden hatte. Zwischen dem alten und dem neuen Teil befand sich ehemals ein Balken mit einem Triumphkreuz. Der Altarraum liegt nicht in der Achse der Kirche. Von dem ehemaligen Altar sind die beiden Flügel als Bilder an der Wand aufgehängt. Der Altar und die Kanzel sind ganz modern und sind von Müncheberger Bürgern geschnitten worden.

Von der Kirche begab sich die Gesellschaft zum Küstriner Tor, von dem nur noch der runde Turm erhalten ist. Man erkennt aber deutlich, daß er nur den einen Flügel des Tores bildete. Im Volksmunde heißt er der dicke Turm und trägt auf der Spitze seines kleinen kegelförmigen Aufsatzes ein Storchennest, das leider bei dem letzten Sturm mit samt den Eiern herabgeworfen wurde, so daß gerade einer der beiden Gatten ganz betrübt auf der alten Wohnstätte stand.

Wir folgten nun der Stadtmauer auf der nördlichen Hälfte bis zum Berliner Tor. Unter den Steinen findet sich ein merkwürdiger Gneißblock, der an einer Stelle rötlich gefärbten Quarz enthält und wegen seiner auffälligen Zeichnung und Farbe Anlaß zu Mythenbildung gegeben hat. Die Sage berichtet, daß ein Mädchen hingerichtet werden sollte, obgleich es fortgesetzt seine Unschuld beteuerte, und als nun die Richter sich nicht überzeugen ließen, sagte es, daß der Richtblock sich in Stein verwandeln werde zum Zeugnis ihrer Unschuld*). In der Mauer sind noch die Weichhäuser erhalten, so zu sagen Erker, damit die Verteidiger auch den

*) Herr Rektor Monke bemerkt hierzu: Der alte Herr Arndt sagte mir ca. 1903, die Sage habe Dr. Eschenhagen fabriziert. Heute behauptet man, sie sei in Müncheberg schon vorher bekannt gewesen.

Feind noch abwehren konnten, wenn er schon dicht an der Mauer war. Neben dem Berliner Tor, von dem sich ebenfalls nur ein Turm, aber ein viereckiger, erhalten hat, ragt die Mauer noch 5 m hoch empor. Am Berliner Torturm steht folgende Inschrift: Zum Andenken an die Gründung der Stadt am 29. Juni 1232 und an die Verwüstung derselben durch die Hussiten am 17. April 1432, gestiftet vom Verein für Heimatkunde in Müncheberg 1882.

Unweit des Tores liegt der Platz des alten Hospitals und dort hat man bei einem Neubau im Boden viele Skelette gefunden und wieder vergraben.

Sodann führte Herr Mirow die Gesellschaft noch in einen Garten, um die Rosenstöcke zu zeigen, die im Frühjahr 1838 von zwei kleinen russischen Prinzen während eines kurzen Aufenthaltes in Müncheberg gepflanzt worden waren. Im Mai 1838 reiste die Kaiserin von Rußland nach Berlin; die beiden Großfürsten Nikolaus und Michael waren vorausgefahren und erreichten am 17/5. Müncheberg, wo sie im Gasthof zur Stadt Berlin abstiegen und ihre Mutter erwarteten, die am 19. in der Stadt eintraf. Während der beiden Tage ihres Aufenthaltes in Müncheberg vergnügten die beiden Prinzen sich damit, einen Ziegenbock, den man ihnen gebracht hatte, vor einen kleinen Wagen zu spannen und damit durch die Straßen zu kutschieren. Am 18. fuhren sie beim Bürgermeister vor und pflanzten in dessen Garten, der heute zum Hause des Kaufmanns Blume, Mittelstr. 97 gehört, zum Andenken an die schönen Tage von Müncheberg eigenhändig zwei Rosenstöcke. Noch heute sprießen aus den Wurzeln der damals gepflanzten Rosen mehrere Sträucher.

Nach diesem Abstecher teilte sich die Gesellschaft, ein Teil wanderte sofort nach dem Schützenhaus und der andere begab sich zur Flockenfabrik. In ihr werden Kartoffeln zu einem haltbaren Futter verarbeitet. Nachdem sie zunächst gereinigt und gekocht worden sind, werden sie zwischen zwei Walzen zu einem dünnen Schleier gepreßt, der dann von Messern abgekratzt wird. Gleichzeitig werden sie hierbei auch getrocknet.

Im großen Saale des Schützenhauses, der mit einer stattlichen Anzahl von Scheiben geschmückt ist, fand sich die Gesellschaft beim Kaffee wieder zusammen und unternahm nachher noch einen kurzen Spaziergang durch die Anlagen, bis es Zeit geworden war, nach dem Bahnhof zu wandern. Am Nachmittag hatten sich noch mehrere Damen und Herren aus Müncheberg angeschlossen, die uns noch z. T. das Geleit gaben. Mit dem Zuge 8 Uhr 34 Min. wurde die Rückfahrt angetreten.

Fragekasten.

Frl. B. Lob des Kaffees. Das arabische Lob des Kaffees ist in verschiedenen Varianten verbreitet. Ich kenne von Afrika her folgende Wendung:

„Duftig wie Ambra,
Schwarz wie die Nacht,
Heiß wie die Hölle,
Süß wie die Liebe.“

Vers 4 entspricht der Neigung der Muhamedaner, die kleinen eierbecherförmigen Kaffeetassen fast zur Hälfte mit Streuzucker anzufüllen. Milch oder Sahne habe ich, beiläufig, niemals verwendet gefunden.

Bücherbesprechung.

Andrees Berliner Schulatlas zugleich für die Schulen der Mark Brandenburg in erweiterter Neubearbeitung herausgegeben von Paul Bellardi, Rektor in Berlin. 69 Haupt- und 58 Nebenkarten auf 62 Kartenseiten nebst einer Textbeilage. Ausgeführt in der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig-Berlin. Verlag der Stubenrauch'schen Buchhandlung 1909.

Was diesen Atlas vor allen anderen auszeichnet, ist sein Eingehen auf die Heimatprovinz. Mit Recht wird in dem Vorwort zur 18. Auflage betont, daß der geographische Unterricht in zentrifugaler Richtung vorgehen müsse. Und deshalb ist die Anordnung der Karten besonders hervorzuheben. Das erste Blatt führt ein in das Verständnis des Maßstabes und zwar an vier Bildern, die den zoologischen Garten von Berlin zum Mittelpunkt haben. Die folgenden Bilder bringen Berlin und seine Umgebung, nämlich das Straßennetz, die Eisenbahnen und die Landschaft. Besonders instruktiv sind die nächsten Bilder unter dem Titel Landschaftsformen. Sie bieten zuerst wieder sechs Karten aus der Provinz und zwar zwei Bruchlandschaften: Oderbruch und Spreewald, drei Berglandschaften: Märkische Schweiz, die Rauenschen Berge und den Nordrand des Fläming und endlich eine Seelandschaft: die Umgebung des Müggelsees. Den Schluß des heimatkundlichen Materials endlich bildet eine mehrfarbige Karte der Provinz Brandenburg mit einer Nebenkarte über die heimische Industrie und die Bodenschätze. Hieran schließen sich nun einige Karten über Deutschland und dann folgen die europäischen Staaten und schließlich die fremden Erdteile.

Alle Karten aber zeichnen sich durch musterhafte Klarheit und Übersichtlichkeit aus und geben ein überzeugendes Bild von dem Bau Landschaft.
Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.